universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Bis der Herbst kommt

Thüminger, Rosmarie

Wien, 1991

XII

urn:nbn:at:at-ubi:2-7493

XII

Frau Kramer starrte auf den zehn mal zehn Zentimeter großen Baumwollfleck. Er wirkte nicht mehr ganz weiß, was kein Wunder war nach dem heftigen Arbeitsaufwand, dem Maria ihn unterzogen hatte. Da klebte mehr als ein bitterer Schweißtropfen daran. Mit spitzen Fingern hob Frau Kramer den Lappen hoch.

"Und das soll tatsächlich ein Knopfloch sein?"

Zur vernichtenden Begutachtung zeigte sie den Lappen der Klasse. Fünfundzwanzig Augenpaare glotzten ausdruckslos das Gebilde an. Der Klasse war der Übungsfleck der Mitschülerin ziemlich gleichgültig. Im Gegensatz zu Frau Kramer.

"Nein, so geht das nicht weiter! Unmöglich! Wir haben heute die dritte Handarbeitsstunde dieses Schuljahres. Und noch immer kein Fortschritt. Ich sehe schon, dir gehen die grundlegendsten Fertigkeiten der Nähkunst ab. Was habt ihr denn in der Volksschule in Handarbeiten gelernt?"

"Häkeln und stricken", antwortete Maria kleinlaut.

"Und nähen habt ihr nicht gelernt?"

"Doch", sagte Maria, "nähen haben wir auch gelernt."

Aber sie sagte natürlich nicht, daß schon Fräulein Hauser große Mühe mit ihr gehabt und behauptet hatte, sie habe zwei linke Hände. Das war der Grund, warum Mutter oft die Handarbeitsaufgabe gemacht hatte, immer in der Hoffnung, Maria würde der Knopf für Ketten-, Rück- oder Kreuzstich später schon aufgehen.

"Also", sagte Frau Kramer mit großer Bestimmtheit, "ich werde dich von nun an jeden Dienstag nach dem Handarbeitsunterricht eine halbe Stunde dabehalten, um dir die wichtigsten Dinge beizubringen. Gleich heute fangen wir damit an."

Maria warf einen kurzen Blick in Richtung Fenster. Es stand offen, ab und zu ließ ein Windstoß die beiden Flügel erzittern. Der Himmel hatte sich mit Wolken überzogen. Leider waren es keine hellen, freundlichen Schäfchen- oder schönen, fächerartigen Föhnwolken, sondern ausgesprochen dunkelgraue, fast schwarze Gebilde, die sehr nach Gewitter aussahen.

"Ich muß aber noch auf den Astenberg hinaufgehen", gab sie zu bedenken.

"Ach, ein halbes Stündchen, darauf wird es schon nicht ankom-

men. Gehst halt schneller als gewöhnlich", sagte Frau Kramer gleichmütig.

Die hat leicht reden, dachte Maria, wohnt gleich um die Ecke, höchstens zwei Minuten vom Schulhaus entfernt. Sie hatte schon den ganzen Tag ein schlechtes Gefühl, wenn sie an den Heimweg dachte. Dienstag und Donnerstag waren die einzigen Tage, an denen sie nachmittags Schule hatte und also erst in der Dämmerung heimkam. Nicht, daß sie geradezu Angst hatte vor dem Heimweg durch den Wald. Sie war ja schon bald elf Jahre alt. Was sollten da die anderen Kinder vom Astenberg tun, die schon im Morgengrauen zur Schule gehen mußten und auch an einigen Abenden in der Woche erst beim Dunkelwerden heimkehrten. Gut, die meisten konnten streckenweise gemeinsam gehen. Aber es waren nur wenige Kinder, die ein gutes Stück Weg zu den einschichtigen Höfen allein machen mußten.

"Kann ich mir das Knopflochnähen nicht von Großmutter zeigen lassen?"

Frau Kramer schüttelte den Kopf. "Nein, nein, das muß ich schon selbst in die Hand nehmen."

Bei Schlechtwetter wird es im Wald sehr schnell dunkel. Vor allen Dingen fürchtete Maria sich vor dem Gewitter. Das hatte sie von Mutter. Auch Mutter hatte Angst vor Blitz und Donner. Sobald ein Gewitter im Anzug war, verschloß sie sämtliche Türen und holte die geweihte Kerze aus dem Schlafzimmerschrank. Als Vater noch zu Hause gewesen war, hatte sie sich ganz nahe zu ihm gesetzt. Er mußte die Arme um ihre Schultern legen. Die Kinder nahmen sie auf den Schoß. Am Tisch flackerte die Wetterkerze. Bei jedem Donnerschlag zuckte Mutter zusammen. Großmutter saß demonstrativ ein wenig abseits, klapperte mit den Stricknadeln und murrte über ihre furchtsame Tochter: "Wenn man den Blitz sieht, braucht man sich nicht zu ängstigen, denn der hat schon woanders eingeschlagen. Und der Donner ist sowieso völlig ungefährlich."

Als die Handarbeitsstunden vorbei waren, entließ Frau Kramer die Klasse. Ein Weilchen hörte man die Kinder noch lärmen, dann war Ruhe. Die Lehrerin zog ein neues, blendendweißes Stückchen Stoff aus ihrem Handarbeitskoffer und maß sorgfältig die passende Größe ab. Dann ergriff sie die Knopflochschere und schnitt mit sicherer Hand drei lange Knopflöcher in den Fleck.

"So, und nun lernen wir die Sache nochmals ganz von Anfang, Schritt für Schritt", sagte sie.

Jeder Stich, mit dem Maria das Knopfloch säumte, wurde von Frau Kramer begutachtet. Geriet ihr einer zu groß oder zu mickrig, mußte sie ihn prompt wieder auftrennen. Aber nach vierzig Minuten war Marias erstes selbstgenähtes Knopfloch fix und fertig.

"Na siehst du, wenn man will, dann geht alles. Und nun kannst du heimgehen. Ich will auch Feierabend machen. Die zwei anderen Knopflöcher nähst du als Hausaufgabe. Aber selbst, verstanden?"

Maria stopfte das Nähzeug in die Schultasche und schaute, daß sie weiterkam. In der Schulgarderobe hingen nur noch ihre Mütze und die Jacke. Die Schuldienerin war gerade dabei, mit einer langen Stielbürste den Gang zu waschen. Maria paßte auf, daß sie mit ihren hellen Lodenpatschen nicht in die schmutzigen Wasserlachen stieg.

"Mach schnell", rief die Schulwartefrau, "mach schnell, ich habe schon den ersten Donner gehört. Ein Gewitter im Herbst kann oft schlimmer sein als im Hochsommer. Also schau, daß du heimkommst!"

Das erste Stück des Weges führte am Ziller entlang. Maria ging so rasch als möglich. Es waren nicht mehr viele Leute auf der Straße. Im Garten vor dem Haus des Sprengelarztes nahm Burgl die Wäsche ab. Sie hatte einen Beutel umgebunden, in den sie die Wäscheklammern steckte.

"Burgl, Burgl", rief Maria schon von weitem, "gehen wir zusammen heim? Wenn du nicht zu lange brauchst, warte ich auf dich."

Aber Burgl schüttelte den Kopf. "Ich muß heute ausnahmsweise dableiben. Die Frau Doktor erwartet Gäste zum Essen. Der Herr Doktor hat nämlich Geburtstag. Ich muß beim Kochen helfen. Und dann werde ich servieren."

Aus Burgls Stimme klang Stolz. Sie freute sich anscheinend auf den Festabend. Warum mußte der Doktor ausgerechnet heute Geburtstag haben, an einem Gewitterabend! Aber so war es nun einmal, da half nichts. Maria trabte weiter. Für eiliges Vorwärtskommen hatte sie sich eine eigene Technik zugelegt. Dreißig Schritte laufen, fünfundzwanzig Schritte gehen, abwechselnd. Aber das schaffte sie nur in der Ebene. Bergauf hielt sie das nicht durch. Die Straße führte weiter in das Tal hinein, doch Maria mußte links über den Bach. Normalerweise blieb sie immer ein bißchen auf der Brücke stehen und beobachtete das wilde Gischten und Schäumen des Wassers. Wenn man lange genug gegen die Strömung sah, bekam man mit einem Mal das Gefühl, auf einem Boot flußaufwärts zu fahren.

Heute hatte Maria keine Lust für solche Spielchen. Sie lief über den Steg, und bald nachher tauchte der Weg in den Wald ein. Hier dämmerte es bereits. Nun war auch der Wind stärker geworden, er beutelte die hohen Wipfel der Fichten und fuhr in heftigen Stößen nieder, um auch die Büsche längs des Weges ordentlich zu zausen. Die Vögel waren verstummt. Maria wünschte sich sehr, daß sie bereits zu Hause wäre. Vielleicht, falls es tatsächlich ein Gewitter gäbe, würde Mutter ihr ein Stückchen entgegenkommen. Bis zum Gruberhof vielleicht. Aber wenn sie erst einmal beim Gruberhof war, hatte sie das Ärgste sowieso schon hinter sich gebracht. Dort führte der Weg aus dem Wald heraus und durch Wiesen und Felder. Da konnte man die Gegend überblicken, und sie war auch nicht mehr so einsam, denn zwischen dem Gruberhof und dem Schulhaus lag noch das Anwesen der Blaser.

Am Marterl für einen Knecht, der mit achtzehn Jahren beim Holzfällen von einem Baum erschlagen worden war, machte der Weg eine Schleife nach links. Das Marterl beschrieb in kräftigen Farben den Augenblick des Unfalls. Darunter stand der Name des Armen. Der Weg stieg in ausholenden Serpentinen langsam an, doch rechts von der Gedenktafel führte ein schmaler Steig direkt durch den Wald empor. Für gewöhnlich nahm Maria den richtigen Weg. Die Abkürzung war teilweise recht verwachsen, weil sie selten begangen wurde. Außerdem traf man hier nie jemanden, während man auf dem Weg immer wieder einmal einem bekannten Menschen begegnete. Was seine Vorteile hatte. Man blieb stehen, tauschte Bemerkungen übers Wetter oder die Wegverhältnisse aus und gab Neuigkeiten zum Besten. Und gleich fühlte man sich nicht mehr so allein im Wald.

Heute aber entschloß sich Maria kurzerhand, die Abkürzung zu benützen. An einem Sonntag hatten Vater und sie einmal etwas ausprobiert. Er hatte den Steig gewählt, sie war die Serpentinen ausgegangen. Der Steig ersparte einem fast volle zehn Minuten. Also nichts wie los! Während der ersten fünfzig Meter schimmerte noch das helle Band des Weges zwischen den Büschen durch, dann liefen die zwei Wege auseinander, und Maria war auf die schmale Spur vor sich angewiesen. Sie mußte gut aufpassen, daß sie auf dem richtigen Weglein blieb, denn immer wieder zweigten links und rechts Steiglein ab, Trittspuren von Beerensammlern, von Schwammerlsuchern und kleine Trampelpfade von Rehen und anderen Waldtieren. Weit unter ihr in der Schlucht rauschte die Gerlos herauf.Manchmal stärker manchmal

schwächer, gerade wie der Weg sich schlängelte und der Wald das Tosen des Wassers durchließ.

Viel war nicht zu sehen zwischen den hohen Bäumen. Gerade als Maria die Brombeerstauden voller herrlicher, reifer Früchte entdeckte, zuckte ein Blitz über den Himmel, und gleich darauf erschütterte ein mächtiger Donnerschlag die Luft. Maria verzichtete auf die Brombeeren und schaute lieber, daß sie weiterkam. Blitz folgte auf Blitz und Donner auf Donner. Ein Gewitter im Oktober! Plötzlich fiel Regen ein. Zuerst tröpfelte es noch recht bescheiden, bald aber prasselte eine wahre Sturzflut auf den Wald nieder. Das auch noch! Obwohl Großmutter immer behauptete, sobald es regnete, sei die Kraft des Gewitters gebrochen, wäre es Maria lieber gewesen, der Regen hätte noch eine halbe Stunde gewartet. Dann wäre sie schon zu Hause gewesen und hätte, geborgen und geschützt in der warmen Küche, den Regen von drinnen beobachten können. Das tat sie nämlich sehr gerne: zuschauen, wie Ströme von Wasser über die Fensterscheiben rinnen, und hören, wie der Wind die Zweige des alten Ahornbaumes zaust, selbst aber gemütlich am Tisch sitzen und heißen Tee schlürfen. Sie suchte einen halbwegs geschützten Platz unter einem Baum und öffnete ihre Schultasche, wobei sie sehr aufpaßte, daß die Hefte nicht naß wurden. Es war sehr schwierig, Hefte zu kaufen, man bekam sie nur gegen Bezugscheine, und wenn man seinen Teil hatte, mußte man damit sein Auslangen finden. Natürlich lag die Pelerine zuunterst. Sie zerrte sie heraus und machte die Schultasche wieder zu. So, schnell die Schultasche umgehängt und die Regenhaut übergezogen. Nun war sie geschützt, und der Regen konnte auf Kopf und Schultern trommeln, sie blieb trocken.

Sie stolperte weiter. Ihrem Gefühl nach mußte sie eigentlich schon an der Stelle sein, wo die Abkürzung in den normalen Weg mündete. Aber der war nicht zu sehen. Sie fing an, die Schritte zu zählen. Hundert Schritte, nochmals hundert Schritte. Nichts. Es war nur der Regen und die Dämmerung, die ihr den Wald so fremd erscheinen ließen. Oder hatte sie den richtigen Steig verloren? Sie fing an, schneller zu gehen. Der Pfad wandte sich ein wenig nach rechts. Linker Hand erschien eine Lichtung, die mit hohem vielzackigem Farnkraut bewachsen war. Sie konnte sich nicht erinnern, jemals diese Lichtung gesehen zu haben. Hatte sie sich verirrt?

Für einen Augenblick blieb sie stehen. Das Wichtigste in solchen Situationen war, sich zu orientieren. Also am Marterl für den Holzknecht war sie vom Weg abgewichen und hatte die Abkürzung ge-

nommen. Zuerst geradewegs den Hang hinauf. Bei den Brombeerstauden hatte sie die ersten Blitze gesehen, gleich darauf war sie stehengeblieben, um die Pelerine auszupacken. Richtig, bei den Brombeerstauden mußte man dem Steig nach links folgen, sie aber hatte den rechten Weg gewählt. Dort also war sie in die Irre gegangen. Das hieß aber, wenn sie jetzt versuchte, nach links zu gehen, würde sie irgendwann wieder auf den richtigen Steig stoßen und von da auf den Weg. Zu blöd, daß es nun inzwischen noch dunkler geworden war, so daß man nicht mehr viel sehen konnte. Sie mußte unbedingt versuchen, den richtigen Weg zu erreichen, bevor es völlig Nacht war.

Nun fielen ihr auch die Ermahnungen der Mutter wieder ein: Bleib immer auf den Weg, geh nicht in den Wald hinein, komm schnurstracks heim, sonst verirrst du dich, denk daran, wie es Rotkäppchen ergangen ist. Zum Glück gibt es keine Wölfe in den Wäldern hier, dachte Maria, und eine rote Mütze trage ich auch nicht, sondern nur die graue Kapuze und die Pelerine.

Schnell, wie es gekommen war, hatte sich das Gewitter wieder verzogen. Auch der Regen ließ ein wenig nach. Das war gut so, denn in ihren Schuhen patschte schon das Wasser, und die Zehen waren vor Kälte kaum mehr zu spüren. Der richtige Weg mußte sich also links von ihr befinden. Da es unmöglich war, den kürzesten Weg quer durch die Farne zu nehmen, entschloß sie sich, die Lichtung zu umgehen und sich nachher links zu halten. Ziemlich mühsam stolperte sie über glitschige Steine und Wurzelstöcke vorwärts. Am Abend war sie eigentlich noch nie im Wald gewesen. Welch seltsame und geheimnisvolle Geräusche es da gab! Ab und zu raschelte es im dürren Laub. Das waren die Amseln, die hier nach Würmern und kleinen Käfern suchten. Auch das Ächzen eines morschen Baumstammes und das ferne Hämmern eines Spechtes konnte sie erkennen. Es hatte bestimmte Vorteile, einen Lehrer zum Vater zu haben. Man lernte viele Dinge einfach während eines Spazierganges oder beim Brennholzsuchen. Vater konnte auch die Stimmen der Vögel nachmachen. Er pfiff und trillerte, und die Vögel antworteten ihm. Wäre er hier, bräuchte sie keine Angst zu haben. Er hatte sogar einen Kompaß, mit dessen Hilfe konnte er die kompliziertesten Routen finden.

Nun war der Krieg schon seit fünf Monaten aus, aber von Vater war noch immer keine Nachricht gekommen. Jeden Abend, bevor sie schlafen ging, betete sie mit der Großmutter um die gesunde Rückkehr

aller Kriegsgefangenen, insbesondere um die von Vater und Onkel Hermann, aber bis jetzt hatte es nichts genützt.

Während Maria so in Gedanken versunken dahinstolperte, wäre sie beinahe auf einen Steinpilz getreten. Er stand inmitten dichter Schwarzbeerstauden. Ein herrlicher Pilz mit glänzendbraunem Hut und festem Fleisch.

Vorsichtig, wie Vater es ihr gezeigt hatte, drehte sie den Stiel heraus, um das Myzel nicht zu beschädigen. Das war wichtig, damit auch im nächsten Jahr wieder Pilze wachsen konnten. In den grünlichen, hellen Röhren hatten sich zwei Schnecken niedergelassen, die Maria entfernte und ins Gras setzte. Mutter würde Augen machen, wenn sie sah, daß sie einen so schönen Steinpilz heimbrachte. Gedünsteter Steinpilz mit Polenta ergab ein herrliches Abendessen für die ganze Familie. Mutter klagte in letzter Zeit immer öfter über die Schwierigkeit, genügend Lebensmittel aufzutreiben. Maria nestelte die Schultasche unter der Pelerine hervor und bettete den Pilz hinein. Er war so groß, daß sie den Hut abbrechen mußte.

Gerade, als sie sich die Schultasche wieder umhängen wollte, schien es ihr, als ob sie eine menschliche Stimme hörte. Ihr Herz tat einen Freudensprung. Wenn Menschen in der Nähe waren, würde der Weg nicht mehr weit sein. Außerdem konnte sie um Auskunft bitten. Sie war gerettet. Schon wollte sie rufen, besann sich aber im letzten Augenblick noch. Erst einmal schauen, wer ihr da begegnete. Mensch ist nicht gleich Mensch. So schlich sie leise wie ein Indianer in die Richtung der Stimmen. Aber während Indianerfrauen weiche, biegsame Mokassins tragen, hatte sie patschnasse Schuhe mit starren Sohlen an. Jedes Knacken eines Ästchens, das unter ihren Tritten zerbrach, dröhnte ihr überlaut in den Ohren. Zum Glück war der Wald hier dicht verwachsen. Es kam darauf an, leise zwischen den jungen Fichtenbäumchen durchzuschlüpfen und dabei möglichst weit voraus zu spähen, um die Leute zu sehen, bevor man selbst gesehen wurde. Daß ihr Gesicht dabei mit tausend kalten Tropfen übersprüht wurde und die spitzen Fichtennadeln ihr die Hände zerkratzten, mußte sie eben in Kauf nehmen.

Und nun entdeckte sie endlich die Wanderer. Es waren zwei Männer und eine Frau. Sie hockten unter den Überresten einer Holzhütte. Vielleicht gehörten diese paar krummen Stämme auch zu einem Unterstand, wie ihn die Bauern errichteten, um bei den tagelangen Waldarbeiten ein trockenes, windgeschütztes Plätzchen zum Essen und

Ausrasten zu haben. Später, wenn der Unterstand nicht mehr gebraucht wurde, ließ man ihn einfach verfallen. Auch von diesem war nicht mehr viel übrig. Einige Pflöcke in den Boden gerammt, darüber längliche Holzrinde zur Abdeckung notdürftig genagelt, aber schon in Gefahr, sich zu lösen und herunterzusegeln.

Die drei hatten sich offensichtlich vor dem Gewitterregen daruntergeflüchtet. Auch ihre Rucksäcke, die ziemlich gewichtig ausschauten, hatten sie regensicher abgestellt. Bekleidet waren sie mit hohen Schuhen und Gummimänteln. Die Frau hatte ihre Kapuze zurückgeschlagen. Sie war jung und hatte schöngewelltes Haar. Die Männer trugen Lodenhüte mit breiten Krempen, so daß ihre Gesichter nur undeutlich zu sehen waren. Maria hatte sich ihnen von der Seite genähert. Sie war noch zirka dreißig Schritt von ihnen entfernt. Alle drei rauchten. Sie schauten durchaus nicht furchterregend aus. Maria richtete sich auf und wollte schon ihr Versteck verlassen, um sie nach dem richtigen Weg zu fragen. Aber warum die drei wohl so weit vom Weg abgekommen waren? Was taten sie eigentlich hier mitten im Wald? Wieder beschlich sie das ungute Gefühl, das sie schon seit heute morgen verfolgte. Daß diese drei weder Förster noch Holzarbeiter waren, stand außer Zweifel. Also vielleicht Schwammerlsucher? Nein, die liefen nicht mit schweren Rucksäcken durch die Gegend, sondern mit Beuteln oder geflochtenen Körbchen.

Während sie noch zögerte, fühlte sie ein Kitzeln in der Nase. Das auch noch. Ein Schnupfen im Anzug. Kein Wunder allerdings bei dieser Nässe. Die Zehen waren sowieso nur mehr die reinsten Eiszapfen. Sie versuchte, das Taschentuch aus dem Schürzensack zu ziehen, was schwierig war, weil die Pelerine sie behinderte. Für einen Augenblick verlor sie das Gleichgewicht und trat dabei auf einen losen Stein. Dieser kippte um, rutschte gegen einen zweiten, was zwar kein Gepolter, aber doch einen deutlich vernehmbaren Schlag verursachte.

Instinktiv kauerte sich Maria so klein als möglich zusammen und verharrte regungslos. Einer der Männer mußte das Geräusch gehört haben. Mit einem Satz sprang er auf die Beine.

"Was war denn das? Habt ihr das gehört? Jemand ist hier in der Nähe. Wir werden beobachtet!"

"Also, deine Nerven sind auch nicht mehr die stärksten. Ein Igel oder eine Maus - und du machst in die Hosen."

Aber da hatte der Mann schon eine Pistole gezogen und fuchtelte damit herum. "Das war kein Igel und keine Maus."

"Setz dich hin", sagte der zweite Mann, "setz dich hin und mach keinen Blödsinn. Wer sollte hier sein, am Abend und in dieser unwegsamen Gegend."

Der Mann murrte noch ein bißchen, dann sagte er: "Jetzt ist es dunkel genug, und der Regen hat auch nachgelassen. Gehen wir weiter."

Da stand die Frau auf und schaute prüfend in den Himmel. "Nein, ich glaube, ein paar Minuten sollten wir noch warten. Hier ist es dunkel, aber auf den freien Feldern kommt die Nacht später."

Maria war erschrocken, was hatte das Ganze zu bedeuten? Die drei Leute hier, die das Licht scheuten, und der Mann, der eine Pistole besaß? Es war verboten, Waffen zu besitzen. Die Militärbehörden hatten, gleich nachdem sie einmarschiert waren, viele Verordnungen erlassen. Eine davon galt dem Waffenbesitz. Plötzlich fielen ihr wieder all die Geschichten ein, die man sich bergauf und bergab erzählte. Erst vorige Woche waren in Zell wieder zwei Männer verhaftet worden. In der Gegend wimmelte es von Schwarzhändlern. Die Zeitung schrieb, daß es organisierte Schwarzhändler gab, die illegal über die Grenze nach Italien gingen und nicht nur Lebensmittel, sondern auch Zigaretten und Alkohol schmuggelten und dabei viel Geld machten.

Ich werde jedenfalls so rasch als möglich und so leise als möglich von hier verschwinden, dachte Maria. Lieber suche ich den Weg noch stundenlang allein, als daß ich mit diesen Leuten etwas zu tun kriege. Dabei klopfte ihr das Herz so laut, daß sie schon Angst hatte, die drei würden es hören.

Vorsichtig, um nur ja kein Geräusch mehr zu machen, drehte Maria sich um und schlich, einen Schritt nach dem anderen, in Richtung Gerlosbach zurück. Im Grunde war die blöde Kramer mit ihren Knopflöchern schuld. Wie konnte man ein Kind nur wegen Knopflöchern in eine so mißliche Lage bringen. So dachte Maria, während sie sich durch das Gestrüpp arbeitete. Aber im Grunde ihres Herzens wußte sie natürlich, daß Frau Kramer es gut mit ihr gemeint hatte. Sie konnte wirklich nicht wissen, daß Maria eine Abkürzung nehmen und dabei diesen sonderbaren Leuten begegnen würde.

Maria war schon an die fünfzig Meter von der Gruppe entfernt, als sie plötzlich unerwartet laut niesen mußte. "Hatschi!" Und noch einmal: "Hatschi!" Nun ging das Getümmel an.

"Also doch, also doch", hörte Maria schreien, "seit wann niesen denn Igel oder Mäuse?"

Und schon trampelten Schritte, knackten Zweige, polterten Steine. Maria rannte los. Sie war nicht schlecht im Laufen. Aber es machte einen Unterschied, über einen glatten Weg zu springen oder über Wurzelwerk und Gestrüpp. Ein schwerer Ast schlug ihr gegen das Schienbein. Vor Schmerz schrie sie auf. Das war unklug. Der Mann, der zuerst die Pistole gezogen hatte, stürmte durch das Dickicht. Sie konnte nicht erkennen, ob er sie sah oder nur auf gut Glück ihre Richtung gewählt hatte. Sie schlug einen Haken, noch einen. In die Farne, dachte sie, in die Farne. Die waren hoch gewachsen, höher als sie, so hoch wie ein erwachsener Mensch. Hier konnte man untertauchen. Bei dieser Dunkelheit würde sie sich so gut verstecken können, daß sie wie unsichtbar wäre. Außer, die hatten Taschenlampen mit! Die hatten bestimmt Taschenlampen mit! Ihr war, als ob sie das Keuchen des Verfolgers schon im Nacken spürte. Am besten konnte sie etwas vorgebeugt laufen. Und bergab. Da stolperte sie und fiel zu Boden. Hier war der Wald sehr abschüssig. Sie versuchte, sich festzuhalten. An einer Wurzel, an einem Ast. Ihr Kopf knallte gegen einen Baum. Die Pelerine verklemmte sich irgendwie zwischen den Steinen, gab einen scharfen, zischenden Laut von sich und riß mittendurch. Der eine Teil steckte oben zwischen den Steinen, den anderen hatte Maria noch um die Schultern gewickelt. Doch ihr Sturz war gebremst, nun gelang es ihr, sich an einem tiefhängenden Zweig festzuhalten. Wo war der Verfolger? Sie lauschte den Hang hinauf. Nichts war zu hören, nur das Getöse der Gerlos.

In ihrem Kopf dröhnte es wie in einem Hornissenschwarm. Wenn sie die Augen schloß, tanzten tausend Sterne hinter den Lidern. Doch nach ein paar Minuten ließ das Pochen in ihrem Schädel nach. Da fing sie an zu weinen, denn nun hatte sie Angst. Würden die Verfolger sie aufspüren? Würde sie den richtigen Weg finden? Der Hang hier war sehr steil und unwegsam, und unter ihr rauschte der Bach. Doch dann fiel ihr ein, daß Mutter sich bestimmt schon Sorgen machte, weil sie noch nicht heimgekommen war. Zuerst würde sie ungehalten sein und zornig. Sie würde Großmutter vorhalten, daß sie ihre Enkelkinder verwöhnte und diese deshalb immer unfolgsamer würden. Aber dann, wenn mehr Zeit vergangen und die Dunkelheit gekommen war, würde sie bestimmt nicht in der Küche bleiben, sondern ihr auf dem Weg entgegengehen. Vielleicht würde sie sogar den Schuldirektor in Zell aufsuchen und nach Maria fragen. Und dann mobilisierten sie einen Suchtrupp, und der würde den Wald durchkämmen.

Ob sie rufen sollte? Aber das getraute sie sich doch nicht, aus Angst, die drei sonderbaren Leute mit ihren Rucksäcken würden sie hören. Nein, besser war, wieder aus dieser Schlucht herauszuklettern und doch zu probieren, in die Nähe des Weges oder zumindest der Abzweigung zu kommen. Zuerst mußte sie sich von der zerrissenen Pelerine befreien. Daß die bei dem Sturz kaputtgegangen war, würde Mutter ihr nie verzeihen. Es war die einzige Pelerine in der Familie. Großmutter nahm sie, wenn sie bei Regen zur Nachbarin gehen wollte, und Mutter, um bei Schlechtwetter trocken in die Kirche zu kommen. Am meisten gebrauchte Maria sie selbst, weil sie jeden Tag zur Schule nach Zell gehen mußte. Und nun war sie in zwei Teile zerfetzt. Das Schlimmste war, daß sie so gut wie unersetzlich war, denn ob und wann eine Pelerine auf einem Bezugschein stehen würde, das konnte niemand sagen. War nur zu hoffen, daß bei Mutter die Freude des Wiederfindens allen Kummer um die Pelerine überlagerte.

Langsam und vorsichtig, um nicht noch einmal zu stürzen, kletterte Maria den Hang hinauf, den sie vorher heruntergekollert war. Sie hielt sich dabei aber stark nach links, weil sie dort den richtigen Weg vermutete. Inzwischen hatte der Regen ganz aufgehört, nur von den Bäumen und Büschen tropfte es immer noch. Wenn die drei vom Unterstand sie nur nicht aufspürten! Wenn der Mond hinter den Wolken hervorkäme! Wenn Mutter sie suchen würde! So hoffte Maria und stapfte dabei bergauf. Einmal mußte sie ein undurchdringliches Dickicht, dann wieder einen abschüssigen Schrofen umgehen. Sie wußte nicht mehr, wie lange sie eigentlich schon durch den Wald irrte, als sie auf einmal zwischen den Bäumen ein Licht blitzen sah. War das ein Haus, in dem ein Zimmer beleuchtet war? Seit Kriegsende war es zum Glück vorbei mit der Verdunkelung, und die Fenster der Häuser sandten wieder ihre Lichter wie glitzernde Sternchen durch die Nacht. Sie versuchte, schneller zu gehen, aber auf einmal war das Lichtlein wieder verschwunden. Maria hielt trotzdem die Richtung ein, und plötzlich hörte sie eine Stimme. Zuerst verstand sie das Rufen nicht, aber dann hörte sie es ganz deutlich: "Maria - Maria -" Damit konnte nur sie gemeint sein. Mutter war sie also doch suchen gegangen.

"Hier! Hier!" schrie sie, so laut sie konnte. Und schon blitzte ein Licht, und gleich darauf stürzte eine große, breite Gestalt den Hang herunter. Es war die Gruberbäuerin, die eine Stallaterne in der Hand trug. "Gott sei Dank, da bist du ja, haben wir uns geängstigt, und gar deine Mutter

Maria wurde von zwei weichen Armen umfangen und gedrückt und gleich darauf wieder freigelassen. Da glitt ein heller Schatten durch die Finsternis, überschlug sich, sprang an Maria hoch, und schon spürte sie eine rauhe Zunge in ihrem Gesicht. Das war Spitz.

"Na, ein besonderer Spürhund bist du nicht gerade", sagte die Gruberbäuerin. "Wir hatten uns gedacht, wenn wir ihn mitnehmen, wird er uns auf deine Spur bringen. Dann hätten wir dich schneller gefunden. Aber der ist kreuz und quer herumgerannt und hat sich nur für Hundefährten interessiert."

"Aber jetzt freut er sich schon", sagte Maria.

"Ja, jetzt schon", meinte auch die Gruberbäuerin. Dann steckte sie zwei Finger in den Mund und stieß einen grellen Pfiff aus. Maria hatte gar nicht gewußt, daß die Gruberbäuerin so laut pfeifen konnte.

"Du kannst aber gut pfeifen, Gruberbäuerin", sagte Maria.

"Gelernt ist gelernt", sagte die und pfiff gleich noch einmal.

"Das ist unser Zeichen", erklärte sie, "wer dich zuerst findet, pfeift und gibt so den anderen Bescheid."

Und wirklich dauerte es nicht lange, bis noch ein Licht zwischen den Bäumen durchschimmerte und dann noch eins, und bald trafen Mutter und der Großvater vom Gruberhof ein. Auch Mutter umarmte Maria zuerst, dann schob sie sie ein bißchen von sich weg, um sie genauer anzusehen.

"Passiert ist dir nichts?" fragte sie.

Am besten sage ich ihr jetzt gleich, daß die Pelerine dahin ist, dachte Maria, dann habe ich es hinter mir, und weil die Gruberbäuerin da ist, wird sie vielleicht nicht gar so arg schimpfen.

"Mir nicht, aber die Pelerine ist zerrissen, wie ich vor dem Mann mit dem Revolver davon bin."

"Um Gottes willen", riefen die Mutter und die Gruberbäuerin gleichzeitig, "ein Mann mit einem Revolver?"

"Sie ist ja auch ganz weiß im Gesicht", sagte der Großvater.

"Das ist, weil ich so kalte Zehen habe."

"Also schauen wir, daß wir so schnell als möglich heimkommen, damit du dich aufwärmen kannst und die Großmutter von der Angst erlöst wird."

Zu Hause wurde Maria mit einem heißen Ziegelstein, der von einem Wollappen umwickelt war, ins Bett gesteckt. Sie schlief tief und traumlos. Spitz bewachte vom Ofen aus ihren Schlaf.